



Memento mori auf mexikanisch

Text und Aufnahmen von Georg Sütterlin

Mumien sind es, genau genommen, nicht, denn was eine rechte Mumie sein will, ist einbalsamiert und trägt von Kopf bis Fuss Bandagen. Aber die Leute im mexikanischen Guanajuato nennen sie dennoch liebevoll ihre «momias».

Und liebevoll dürfen sie schon von ihnen reden, denn es sind ja alles ihre Toten, Bürger ihrer Stadt, und manch eine Familie geht nicht auf den Friedhof, um ihre Verstorbenen zu besuchen, sondern steigt den steilen Hang zur Kirche hoch, wo in einem dunklen Gang die Toten in klapprigen Vitrinen stehen. Und während die Verwandten bei jedem Besuch wieder ein bisschen älter sind, verändern sich die Dahingegangenen nicht mehr. Nur der Jüngste Tag würde sie aus Staub und Ruhe aufschrecken.

Was bei uns, wo der Tod eine sehr ernste Sache ist, als grässliche Pietätlosigkeit, ja als Leichenschändung angesehen würde, stört die Leute von Guanajuato überhaupt nicht. In einem Land, wo der Tod hinter der Maske von Bürgerkrieg, Elend und Gewalt allgegenwärtig ist und das Leben oft unerwartet endet, wehren sich die Menschen; sie verkleiden sich als Skelette, verhöhnen und verspotten den Tod und triumphieren so über ihn. Und vielen von ihnen kommt er als ein tröstlicher Freund, der sie vom Leiden erlöst. Deshalb weiss man auch nie so recht, wer wen beneidet beim stummen Zwiegespräch vor den Vitrinen.

Es kommen auch keine feinen Leute den Hügel hinauf. Diese haben ihre Toten auf einem richtigen Friedhof, denn nicht nur das Leben kostet, sondern auch für das Totsein braucht man Geld. Und wer nicht genügend Geld hatte, um seinem Verblichenen die ewige Ruhe zu kaufen, der verlor nach ein paar Jahren jedes Recht auf die Ueberreste.

1860 wurden die «gavetas» (Kolumbarien) gebaut und die ersten Toten in den Nischen eingemauert. Als man sie einige Jahre später öffnete, um Staub und Knochen zu entfernen und Nachkommenden Platz zu machen, staunte man nicht schlecht, als einige Tote immer noch dalagen, als wären sie erst am Vortag hineingelegt worden. Trockene Luft, Höhenlage, konstante Temperatur — manche sagen auch die Mineralien im Trinkwasser — trugen dazu bei, dass zumindest zwei von hundert Leichen nicht vermoderten, sondern einfach trockneten, hart und pergamenten wurden und etwas einschrumpften.

Was sollte die Friedhofverwaltung damals mit ihnen machen, da die katholische Kirche die Kremierung nicht erlaubte? Man

stellte sie in einen dunklen Abstellraum, wo sie niemanden störten und von niemandem gestört wurden. Als dort kein Platz mehr war, lehnte man sie an die Wände eines langen Ganges, wo einzelne Besucher sie sehen konnten. Und als es sich herumsprach, dass man in Guanajuato getrocknete Leichen besichtigen konnte, wurde der Gang mit Lampen versehen und zum «Museo de las Momias» erklärt. Seit jenem Tag im Jahre 1959 tragen die Verstorbenen ganz entscheidend zum touristischen Aufschwung ihrer Stadt bei. Und die Lebenden lohnen ihnen diese Mühe, indem sie dem Besucher über fast jeden der hundertsechzehn Toten eine kleine Geschichte erzählen.

«Dort steht die älteste Mumie. Sie ist seit 1867 hier. Es ist der Doktor Remigio Leroy, ein Franzose, der hier als Mineningenieur arbeitete.» Daneben sitzt auf einem Brett «die kleinste Mumie der Welt», wie eine Inschrift stolz verkündet, ein wenige Monate altes Mädchen, das 1975 starb und erst seit kurzem im Museum ist.

Die meisten sind eines natürlichen Todes gestorben, aber es gibt da einen Ertrunkenen und ein Mann, dem ein Messer in den Bauch gestossen wurde. Eine Frau ist erstickt, woran, weiss der Führer nicht. Eine andere ist gestorben, bevor sie ihr Kind zur Welt brachte; man sagt, sie sei eine Nonne gewesen. Bei einer dritten ist die Hälfte des Bauches schwarz: Tod durch Krebs. Eine (männliche) Mumie hat entsetzlich verzerrte Gesichtszüge und verrenkte Glieder. «Der wurde lebendig eingemauert, weil er an kataleptischen Anfällen litt und man ihn für tot gehalten hatte.» Um den Hals einer andern hängt ein vergilbtes Schild, das sagt, sie heisse Ana-Maria und habe vierundsiebzig Jahre gelebt. Neben ihr stehen zwei grosse Minenarbeiter, die immer noch ihre Bergschuhe und blauen Ueberkleider anhaben. Sie sind im letzten Jahrhundert gestorben.

So führt einen der Museumswärter von Vitrine zu Vitrine; man geht an erloschenen Leben und Schicksalen vorbei, von denen man wenig oder nichts weiss: hier ein Name, dort ein Hinweis auf die Todesursache. Generationen von Männern, Frauen, Kindern, Alten und Jungen sind hier versammelt, die Unterschiede vom Tod verwischt. Mit unendlicher Geduld warten sie auf das letzte Kommen ihrer Angehörigen, um dann auf ewig mit ihnen vereint zu sein.

